

In Deutschland sind permanent Bildungsoffensiven angesagt. Bei so viel hyperaktivem Diskurs stellt sich freilich die Frage: Wo bleibt die Stärkung und Förderung der Muttersprache? Das Beherrschen von Sprache ist unter allen Schlüsselqualifikationen die zentrale, denn nahezu alle Schlüsselqualifikationen haben mit Sprachbeherrschung zu tun. Ein Bildungssystem dagegen, das die sprachliche (und literarische!) Bildung vernachlässigt, verschlechtert für junge Menschen die Entwicklungschancen.

In den Schulen käme somit dem Deutschunterricht eine exponierte Stellung zu. Zugleich bleibt das Fach Deutsch maßgebliche Grundlage für einen erfolgreichen Fremdsprachenunterricht und für das Verstehen in allen anderen Fächern. Tatsache ist aber: Schule in Deutschland schafft es nicht, den Nachwuchs solide in der Muttersprache zu schulen. Hier gab es zahlreiche Fehlentwicklungen: die geringe Stundenausstattung des Faches Deutsch als Schulfach zwischen der ersten und zehnten Klasse mit nur sechzehn Prozent der Wochenstunden (dagegen in Polen zweiundzwanzig, Schweden vierundzwanzig, Frankreich sechsundzwanzig und China sechsundzwanzig Prozent); die selbst in gymnasialen Klassenstufen oft nur üblichen drei Deutschstunden pro Woche; das Herunterfahren des curricular ausgewiesenen Grundwortschatzes auf nur noch siebenhundert Wörter aktiven Wortschatzes am Ende der vierten Grundschulklasse; die Kürzung des

Deutschunterrichts in der Grundschule zugunsten von Früh-Englisch; der Verzicht auf eine verbindliche Prüfung im Fach Deutsch in der Abiturprüfung; der Verzicht auf das Auswendiglernen von Gedichten und Dramen-Monologen; die Rechtschreibreform mit ihrem in mehreren Orthografiebereichen üblichen Beliebigkeitsprinzip; die Abschaffung eines Lektürekansons und die damit verbundene Preisgabe kultureller und geistiger Tradition. PISA mit dem unseligen „Literacy-Konzept“ hat es zudem mit sich gebracht, dass das Lesen simpel als Informationsentnahme definiert wurde und dass selbst innerschulische Leistungstests auf das Ankreuzen von Multiple-Choice-Tests und das Zustöpseln von Lückentexten reduziert wurden.

Literarischer Kahlschlag

Helmut Fuhrmann kommt in seinem 1993 erschienenen Buch mit dem Titel *Die Furie des Verschwindens – Literaturunterricht und Literaturtradition* deshalb zu dem Ergebnis: „Alles spricht vom Waldsterben und vom Ozonloch; es wird Zeit, dass man auch vom Klassikersterben und vom Traditionsloch zu sprechen beginnt.“ In der Folge begnügt man sich an vielen Schulen – anstatt von den Schülern das Durchbeißen durch einen Roman zu verlangen – mit der haarkleinen Analyse von Fluten kopierter Textauszüge. Der ausgebürgerte russische Germanist Kopelew konstatierte dementsprechend 1989 – entsetzt über den literarischen Kahlschlag an deutschen Schulen und Universitäten –

eine „Kulturrevolution ähnlich wie in China – nur ohne Mao“.

Notwendige Maßnahmen

Vor diesen Hintergründen braucht der Deutschunterricht endlich eine Lobby. Denn statt sprachlicher Kultur aber hat sich in Gesellschaft und Bildungswesen Geschwätzigkeit angesagt. Schule muss dem entgegensteuern. Sie muss der sprachlichen und literarischen Schulung wieder mehr Aufmerksamkeit widmen. Dafür gibt es stolze Gründe.

Sprachliche Bildung ist *erstens* Persönlichkeitsbildung; Denn Sprache ist Medium für die Entfaltung von Innerlichkeit und damit Ausdruck der Gesamtpersönlichkeit. Sprachliche Bildung fördert *zweitens* das Erleben und das Verantworten von Freiheit. Erst mit Sprache ist die Teilhabe an der politischen Öffentlichkeit möglich. Sprache ist zudem das einzige humane Instrument der Konfliktlösung. Sprachliche Bildung ist *drittens* Voraussetzung des zwischenmenschlichen Verstehens und Handelns. Erst die Alphabetisierung erlaubt – *viertens* – eine Teilhabe an zivilisatorischen Errungenschaften (etwa an Wissenschaft und Technik). Deutschunterricht ist – *fünftens* – die Chance, ein Gespür für künstlerische Leistung zu entwickeln. Seine Möglichkeiten reichen hier vom Rezitieren, von Sprachspielen und Stegreifspielen über das kreative Schreiben bis hin zum Theaterbesuch und zum großen Schulspiel.

Eine Offensive zugunsten des Deutschunterrichts ist überfällig – auch deshalb, weil Sprache und Literatur Identität fördern. Teilhabe an Kultur lässt sich nur verwirklichen, wenn die Grundlagen für das Reden miteinander gemeinsame sind; der sich fortschreitend individualisierenden Kommunikation muss die Schule daher das Allgemeinverbindliche entgegensetzen. Das können nur die Hochsprache und die Literatur. Nicht zuletzt dürfte es in Deutschland zukünftig

keinen Schulabschluss mehr ohne eine Prüfung im Fach Deutsch geben.

Sodann brauchen wir eine Offensive für Schulbibliotheken. An den meisten Schulen in Deutschland gibt es keine solche, die diesen Namen verdient. Aber wenn die Schulen keine attraktiven Bücherangebote vorhalten, versagt die Leseerziehung in den Schulen. Es reicht einfach nicht, wenn eine Schule in Deutschland die übliche Schulbücherei mit einem Bestand von wenigen Tausend oder gar nur ein paar Hundert Bänden auf einer Fläche von fünfzig Quadratmetern hat. Eine Schulbibliothek muss mit einem breiten Sortiment und mit Autorenlesungen Mädchen und Jungen gleichermaßen locken können; außerdem muss eine solche Einrichtung räumlich so attraktiv sein, dass sich junge Leute gerne darin aufhalten: vor und nach dem Unterricht, in der Pause und am Nachmittag. Eine attraktive Schulbibliothek ist nicht zum Nulltarif zu haben. Würde für Schulbibliotheken der gleiche Betrag aufgewendet, wie er zuletzt mit vier Milliarden Euro für die Förderung schulischer Ganztagsbetreuung aufgebracht wurde, dann wäre der Effekt bald spürbar.

Eine der besonderen Unsitten progressiver Bildungspolitik ist ihr Hang zur Protzsprache, zum Denglischen. Die Sprache der „Bildung“ gibt sich besonders *trendy*. „Kultus“-Ministerien übertreffen sich gegenseitig mit: *Educ@tion*, *Learntec*, *knowledge-machines*, *Soft Skills*, *Download-Wissen*, *Just-in-time-Knowledge* und so weiter. Das ist affig im Sinne des Nachäffens. Sprachanalytisch ist der Gebrauch dieser Prunk- und Imponiersprüche banal und nichts anderes als eine Produktion von Plattitüden – von Wortfladen also. Narzisstisch daran ist der Dünkel zu meinen, mit dem Gebrauch dieser Sprache signalisiere man Zugehörigkeit zur Klasse der *Global Player* und des *Jetsets*.

Auch über die Schule hinaus ist Sprache konstitutiv für wissenschaftliches Ar-

beiten. Denn Wissenschaft wird überhaupt erst möglich durch die Sprache: Subjektive Überzeugungen und Erwartungen werden objektiviert, werden zu Objekten einer bewusst kritischen Untersuchung. Sprache ist nicht nur ein Medium zur Mitteilung etablierten Wissens, sondern auch und vor allem ein Werkzeug zur Erkenntnisfindung.

Wenn man über die Rolle der Sprache bei der Weitergabe von Erkenntnissen in einer weltweiten Wissenschaftlergemeinschaft spricht, so muss man zur Kenntnis nehmen, dass hier das Deutsche – zumindest in den Naturwissenschaften – keinerlei Rolle mehr spielt. Die Kommunikationssprache auf internationaler Ebene ist das Englische. Natürlich ist ein solches Verständigungsmedium zwingend erforderlich, und die Rolle des Englischen soll hier nicht infrage gestellt werden. Während vor nicht allzu langer Zeit die Publikationen in den Naturwissenschaften jedoch in mehreren Sprachen möglich waren, haben nun auch die deutschen Zeitschriften in vielen Bereichen ausnahmslos auf die Publikationssprache Englisch umgestellt; anderssprachige Artikel werden überhaupt nicht mehr akzeptiert. Die Entwicklung hin zur englischen Einsprachigkeit ist in Deutschland besonders weit vorangeschritten, denn in anderen Ländern, wie zum Beispiel in Frankreich oder in Russland, legt man durchaus noch Wert darauf, auch in landessprachlichen Zeitschriften zu veröffentlichen, unbeschadet natürlich der Verpflichtung, auch in englischsprachigen Journalen zu publizieren.

Daneben beobachtet man in Deutschland seit einiger Zeit eine zunehmende Verdrängung der Landessprache selbst im internen Wissenschaftsbetrieb. Auf Tagungen ohne jede internationale Beteiligung, in internen Seminaren und sogar in alltäglichen Laborbesprechungen wird oft nur noch Englisch gesprochen, auch wenn niemand anwesend ist, der des

Deutschen nicht mächtig wäre. Viele Forschungsförderungsanträge, zum Beispiel beim Bundesforschungsministerium, dürfen von deutschen Wissenschaftlern nur noch auf Englisch eingereicht werden. Begutachtungen der DFG müssen mitunter in englischer Sprache ablaufen, obwohl alle Antragsteller und das gesamte Gutachtergremium deutschsprachig sind. Immer mehr Lehrveranstaltungen für deutsche Studenten von deutschen Dozenten werden auf Englisch abgehalten. Hier nehmen die naturwissenschaftlichen Fächer durchaus keine Sonderstellung ein, wenngleich hier die Entwicklung besonders weit fortgeschritten ist. Denn auch in den Geistes- und Kulturwissenschaften wird die Lehre immer häufiger auf Englisch angeboten, selbst dann, wenn es um Lehrinhalte geht, die eng mit der deutschen Sprache in Verbindung stehen. Nur ein Viertel der sogenannten internationalen Studiengänge sieht für ausländische Studenten verpflichtende Deutschkurse vor.

Folgen der Verdrängung

Die Verdrängung der deutschen Wissenschaftssprache führt dazu, dass eine Weiterentwicklung fächerspezifischer Terminologien im Deutschen nicht mehr stattfindet und auch immer mehr etablierte deutsche Fachausdrücke in Vergessenheit geraten. Langfristig wird sich das Deutsche also aus ganzen Wissensgebieten zurückziehen. Ein weiteres Einfallstor ist zum Beispiel die Wissenschaftsverwaltung. So wurde bereits allen Ernstes gefordert, dass Arbeitsverträge in unseren Forschungseinrichtungen in englischer Sprache ausgefertigt werden, was aus juristischer Sicht ein hochbrisantes Thema ist. Dass dieser konsequente Rückbau der deutschen Sprache in immer mehr Bereichen unabsehbare Folgen für den Kontakt zwischen Wissenschaft und Gesellschaft hat, für die öffentliche Akzeptanz von Forschung oder etwa für den

Diskurs ethischer oder ökonomischer Aspekte wissenschaftlichen Handelns, sei hier nur angedeutet. Wenn unsere Sprache nicht mehr alle Bereiche der Wirklichkeit, insbesondere nicht mehr die innovativen und zukunftsweisenden Bereiche, abzubilden vermag, wird sie einen erheblichen Statusverlust im Inland wie im Ausland erleiden. Eine Sprache, die sich auf diesen Gebieten nicht weiterentwickelt, ist eine im Kern bedrohte Sprache. Denn die Fachterminologien von heute werden Bestandteil der Alltagssprache von morgen sein.

Einengung der Wahrnehmung

Wenn neu Gefundenes erstmalig beschrieben werden soll, benötigt man Metaphern. Diese werden immer aus der Alltagssprache übernommen. Fachsprachen entstehen aus der gewöhnlichen Sprache und stehen im ständigen Austausch mit dieser. Und es ist immer die jeweilige Muttersprache, welche die treffendsten und schlüssigsten Bezeichnungen und die überzeugendsten Metaphern zur Benennung und zum diskursiven Durchsetzen neuer, unanschaulicher Theorien bereitstellt. Somit hat die Preisgabe der Muttersprache auch erhebliche Auswirkungen auf den fächerübergreifenden Dialog. Oft verkennt man, dass Sprache ein individuelles Instrument zur Gewinnung von neuer Erkenntnis darstellt. Lexik, Grammatik und Konnotationen jeder Sprache erfassen, strukturieren und spiegeln die Wirklichkeit auf je eigene Weise. Dies ist nicht nur in den Geistes- und Kulturwissenschaften der Fall, sondern auch in den Naturwissenschaften. Wer Texte übersetzt, der weiß, dass es Sachverhalte gibt, die sich in verschiedenen Sprachen nicht gleich gut ausdrücken lassen. Die Argumentationsduktus im diskursiven Erarbeiten neuer Erkenntnisse sind völlig unterschiedlich, je nachdem, welche Sprache benutzt wird. Nur durch Bewahrung der Plurilingualität

kann die Vielzahl der Betrachtungsweisen erhalten bleiben, welche für die Beschreibung einer hochkomplexen Wirklichkeit sowie für wissenschaftliche Abstraktion unabdingbar ist. Die Einengung auf ein Einheitsidiom bedeutet reduzierte Wirklichkeitswahrnehmung.

Das heute benutzte Wissenschaftsenglisch zeigt Parallelen zu der lateinischen Wissenschaftssprache zur Zeit der Scholastik. Dieses hat nämlich wenig gemein mit jenem hoch differenzierten Englisch, wie es nur Muttersprachler beherrschen können, es hat sich vielmehr eingeeignet auf eine schmale Funktionssprache mit reduziertem Vokabular und formelhaften Wendungen. Echtes kreatives Denken mithilfe eines solchen erstarrten Idioms ist schlechterdings nicht möglich.

Dies kann man in unserem Wissenschafts-, Forschungs- und Lehrbetrieb täglich beobachten. Wenn Wissenschaftler glauben, dass sie das Englische so perfekt wie eine Muttersprache beherrschen, ist das oft ein grandioser, verhängnisvoller Irrtum. Auch wenn sie über exzellente Fremdsprachenkenntnisse verfügen, wird ihnen das Bewusstsein für die historisch-kulturelle Prägung der fremden Sprache und ihres Wortschatzes fehlen. Die Folge sind Missverständnisse, die Verflachung des inhaltlichen Niveaus, die Unterdrückung kontroverser Diskussionen, wenn neueste Ergebnisse auf Englisch besprochen werden. Hierzu hat einer der Verfasser eine kleine empirische Untersuchung angestellt. Es wurden insgesamt vierzehn Seminare mit ausschließlich deutschsprachigen Teilnehmern verfolgt und die Zahl der Diskussionsbeiträge durch die Teilnehmerzahl dividiert. Die Diskussion war hoch signifikant eingeschränkt (um den Faktor 6,3), wenn man gezwungen war, die Fremdsprache zu benutzen. Dabei waren die Teilnehmer der untersuchten Seminare überwiegend etablierte Wissenschaftler, die glaubten, das Englische hervorragend

zu beherrschen. In Schweden wurde nachgewiesen, dass in naturwissenschaftlichen Vorlesungen das Verständnis seitens der Studenten erheblich zurückbleibt, wenn die Vorlesungen auf Englisch gehalten wurden. Warum also eine immer weiter zunehmende Komplexität wissenschaftlicher Inhalte mit einer Flucht aus derjenigen Sprache, in der man sich am differenziertesten auszudrücken versteht, nämlich der eigenen Muttersprache, beantwortet werden soll, bleibt ein Rätsel.

Negative Außenwirkung

Wie wird die Flucht in die englische Einzelsprachigkeit von Ausländern wahrgenommen? Die Anglomanie unseres Wissenschaftsbetriebes wird ja oft gerechtfertigt mit der Rücksichtnahme auf unsere ausländischen Gastwissenschaftler. Nun ist der Austausch von Gastwissenschaftlern und Gaststudenten keineswegs etwas Neues. Aber bis vor zehn bis fünfzehn Jahren mussten die Austauschakademiker Deutsch lernen, ehe sie ihre Tätigkeit aufnahmen. Heute erlebt man es immer wieder, dass sie von ihren deutschen Arbeitsgruppenleitern geradezu davon abgehalten werden, Deutsch zu lernen, dass ihnen konsequent die englische Sprache aufgenötigt wird, selbst wenn sie sich schon drei, sechs oder zehn Jahre bei uns aufhalten. Eine Integration der Gastwissenschaftler in das soziale Leben ihres Gastlandes gibt es also praktisch nicht mehr. Viele Ausländer verstehen das nicht. Denn viele interessieren sich für deutsche Sprache und Kultur und für unsere Wissenschaftstraditionen und sind darüber befremdet, dass wir unsere Wissenschaftssprache so konsequent verleugnen. Japan ist ein Land, das sich in der medizinischen Ausbildung traditionell an Deutschland orientiert hat. Wie man von japanischen Kollegen erfährt, lehnen es Studenten dort inzwischen ab, nach Deutschland zu kommen, um sich

hier in einen der neuen englischsprachigen Studiengänge einzuschreiben. Nach Umfragen unter Stipendiaten der Humboldt-Stiftung bedauern die meisten, dass sie während ihres Aufenthaltes so wenig an die deutsche Sprache herangeführt wurden. Langfristige Bindungen, die auch nach der Rückkehr der Gastakademiker in ihre Heimatländer Bestand haben und die in unserem eigenen Interesse liegen sollten, werden auf diese Weise mit Sicherheit nicht hergestellt werden können.

Nun, welche Bedeutung kommt dem schulischen Sprachunterricht im Hinblick auf die deutsche Wissenschaftssprache zu? Eine große! Denn die Grundlage für korrektes und differenziertes Schreiben muss in der Schule gelegt werden, es ist später konstitutiv für den Erfolg in der Wissenschaft. Es geht dabei nicht nur um das Abfassen von Diplom- und Doktorarbeiten, es geht insbesondere um die Originalpublikationen, an denen jeder Wissenschaftler gemessen wird. Das Verfassen der Doktorarbeit ist für fast alle naturwissenschaftlichen Absolventen inzwischen eine Qual. Es entstehen Texte, die so kryptisch sind, dass sie auch bei größtem Einfühlungsvermögen seitens des Lesers schier unverständlich bleiben. Über die meist in die Hunderte gehenden Rechtschreib-, Interpunktions- und Grammatikfehler sieht man als Betreuer einer Dissertation ja schon großzügig hinweg. Immer wieder kommt es vor, dass Kandidaten, auch wenn sie eine gute experimentelle Arbeit im Labor geleistet haben, das Institut ohne Abschlussarbeit verlassen, weil sie es nicht schaffen, auch nur ein Wort zu Papier zu bringen. In Schreiben, mit denen sich Nachwuchswissenschaftler zum Beispiel um Stellen als Arbeitsgruppenleiter bewerben und in denen das von dem Kandidaten geplante Forschungsvorhaben auf drei bis fünf Seiten skizziert wird, finden sich pro Seite dreißig bis vierzig Rechtschreibfeh-

ler, und was der Inhalt des Projektes sein soll, das kann der Leser oft nur vage erahnen.

Im Bereich von Forschung und Wissenschaft treten also nun die Versäumnisse des Schulunterrichts zutage. Immer mehr Schulen unterrichten selbst Sachfächer auf Englisch – bemerkenswerterweise sogar schon die Heimatkunde an manchen Grundschulen. Das wird zur Folge haben, dass die deutschen Fachterminologien aussterben und dass die Schulabgänger demnächst nicht mehr in der Lage sein werden, über wichtige Themen wie Chemie, Biologie, Physik oder auch Geschichte, Wirtschaft und Politik auf Deutsch zu sprechen. Wie will man angesichts dieser Schulpolitik etwa an Immigranten die berechnete Forderung herantragen, unsere Landessprache zu erlernen, wenn ihnen immer wieder klargemacht wird, dass man über die wichtigen Dinge auf Englisch zu kommunizieren hat?

Verlust der Tradition

Mit der Verdrängung der Muttersprache geht es einher, dass der jüngeren Generation das Bewusstsein der eigenen Tradition vollständig abhandenzukommen droht. Alles, was modern, innovativ, zukunftsweisend und wichtig ist, könne schlechthin nur aus dem angloamerikanischen Bereich kommen: Einstein war doch selbstverständlich ein amerikanischer Physiker!, so ein Student kürzlich gegenüber dem Verfasser. Wenn man so konsequent alles Eigene infrage stellt, ist es da ein Wunder, wenn man auch international immer weniger wahrgenommen wird?

Eine wachsende Zahl von Wissenschaftlern ist über die aktuelle Entwick-

lung besorgt. Dabei geht es nicht darum, das Englische als internationales Verständigungs- und Publikationsmedium infrage zu stellen. Natürlich brauchen wir gute Englischkenntnisse, doch brauchen wir in der Wissenschaft auch die zumindest rezeptive Kenntnis weiterer Fremdsprachen sowie das Bewusstsein für die Bedeutung der Muttersprache. Wenn wir Mehrsprachigkeit ernsthaft wollen, müssen wir zunächst einmal das eigene Haus in Ordnung bringen. Im Inland muss daher Deutsch als Wissenschaftssprache wieder gepflegt und weiterentwickelt werden. Es ist etwa erforderlich, dass man im Laboralltag, in internen Seminaren und auf Tagungen ohne internationale Beteiligung selbstverständlich sich der Landessprache bedient. Dazu gehört weiterhin, dass deutsche Muttersprachler ihre Korrespondenz mit deutschen Drittmittelgebern in deutscher Sprache verfassen und dass unsere Gastwissenschaftler bei längerem Aufenthalt wieder darin unterstützt werden, Deutsch zu lernen. Es sollte nämlich in unserem Interesse liegen, sie auch sozial und kulturell zu integrieren, damit sie langfristige Bindungen zu ihrem Gastland aufbauen. Schließlich sind angesichts der geradezu katastrophalen sprachlichen Defizite bei unseren Studenten die Schulen aufgefordert, die Kompetenz auch in der Muttersprache wieder zu stärken und auch im naturwissenschaftlichen Unterricht wieder Wert auf gutes Deutsch zu legen.

Summa summarum: In Sachen deutsche Sprache sind endlich weniger Selbstverleugnung und Selbstvergessenheit angesagt – im Interesse unserer jungen Leute, im Interesse des Bildungs- und Forschungsstandorts Deutschland sowie im Interesse unserer Sprache.